

Rezensionen

Drews, Berta: Mein Mann Heinrich George. Mit einem Vorwort von Götz George, einem Nachwort von Jan George sowie dem Briefwechsel zwischen Berta Drews und Heinrich George während seiner sowjetischen Lagerhaft 1945/46 mit seinen Gedichten. München: Langen Müller 2013, 288 Seiten, 19,99 €.

Bei dem vorliegenden Band handelt es sich um den Nachdruck des Lebensberichts der Mimin Berta Drews, welcher 1986 unter dem Titel *Wohin des Wegs* erschien. In der aktuellen Neuauflage wurde der ursprüngliche Erinnerungsteil um etwa die Hälfte reduziert. Laut editorischem Vermerk konzentriert sich die Publikation nun auf den „entscheidenden Abschnitt im Leben des Ehepaares Berta Drews/Heinrich George“, wodurch auch eine Änderung des ursprünglichen Titels gerechtfertigt sei.

Eine wesentliche Ergänzung erfuhr die Veröffentlichung unter anderem durch die Aufnahme von 21 Briefen, die Berta Drews mit ihrem Mann während dessen Gefangenschaft im sowjetischen Internierungslager in Berlin-Hohenschönhausen zwischen Juli 1945 und Februar 1946 wechseln konnte.

Diese Texte sind insbesondere durch ihre Authentizität einmalige historische Quellen. Von Verzerrungen weitestgehend frei, geben sie schlaglichtartig Auskunft über die Nöte, Ängste und Gefühlswelt des Schauspielerehepaares im besetzten Berlin der Nachkriegszeit. Außerdem erhält der aufmerksame Leser aus den sehr persönlich gehaltenen Zeilen viele Detailinformationen über das Speziallager Nr. 3 und die Situation der dorthin verschleppten Zivilpersonen.

Im Zentrum der Korrespondenz steht das dort von Heinrich George maßgeblich mitgetragene Theaterprojekt. Ähnliche Gruppenaktivitäten von internierten Laien, Schauspielern und Künstlern sind in

fast allen vergleichbaren Lagern in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) belegt. Von der NKWD/MWD-Administration wurden sie gefördert und unterstützt. Die Hohenschönhausener Truppe gab bis zum Verbot jeglicher Außenkontakte am 26. November 1945 sogar „Gastspiele“ in anderen sowjetischen Haftorten.

Im Vergleich mit den anderen Lagerinsassen wurden einigen Akteuren außergewöhnliche Privilegien zugestanden. In den Briefen Georges fallen in diesem Zusammenhang immer wieder die Namen des ursprünglich im Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda tätigen Bulgaren Bebel Madjarow und des in Odessa geborenen rußlanddeutschen Schauspielers Ernst Konstantin, welcher während des Krieges beim Oberkommando der Wehrmacht angestellt war. George selbst partizipierte ebenfalls an der besseren Verpflegung und Unterkunft sowie an anderen gewährten Vergünstigungen. Seine Theaterkollegen, die über russische Sprachkenntnisse verfügten, organisierten auch die persönlichen Kontakte und die beschriebenen Austauschbeziehungen mit der Außenwelt.

Was die Kommentierung der editierten Briefe angeht, weist der Fußnotenapparat eine Reihe von Mängeln auf. Hier wäre mehr Sorgfalt angebracht gewesen. Bei dem auf Seite 228 erwähnten „Prof. Kock“ dürfte es sich zum Beispiel um den Internisten der Charité Prof. Dr. Friedrich Koch handeln. „Swertkow“ der „Dirigent des Bojarenchors“ (S. 228, 234) heißt richtig Oleg Swerkow. Irritierend ist des weiteren die Erläuterung bezüglich der „Braut von K.[onstantin]“ „Fr. Tamara“, die Berta Drews im Auftrag von George kontaktieren sollte (S. 237). In der entsprechenden Fußnote wird ihr der Familienname „Klein“ zugeordnet. Den Nachnamen „Klein“ trug allerdings auch die Ex-Ehefrau von Kon-

stantin Tatjana, welche selbst im Lager Hohenschönhausen interniert war.

Leider fehlt auch ein Vermerk über die Vollständigkeit der abgedruckten Lagerkorrespondenz.

So vermißt der Rezensent die kurzen Zeilen, die Jan George an seinen Vater richtete. Sie befinden sich auf der Rückseite des „Weihnachtsbriefes“ von Berta Drews (S. 230) und sind von gemalten Tannenzweigen umrahmt:

„1945

Lieber Pamßo!

Ich wünsche dir zum ersten Friedensweihnachten 1945 alles gute.

Es ist wohl das erste mal dass wir ohne dich Weihnachten begehen.

Es wird auch sonst ein recht trauriges Fest werden, nach dem verlorenen Krieg. Wenn man bedenkt wie schön es im vorigen Jahr war, sei also recht herzlich begrüßt und geküsst von deinen Söhnen Jan und Götz“

(Die Passage „nach dem verlorenen Krieg“ wurde im Original wieder gestrichen.)

In einem recht einseitigen mit „Gedanken zu einem zu frühen Tod“ betitelten Nachwort versucht sich Jan, der ältere der Georgesöhne, als historisierender Essayist. Sein Blick auf den Vater ist denkbar milde. Sein Umgang mit den zitierten Quellen und Dokumenten ist problematisch. Mit der unsachgemäßen Einordnung, Datierung und Bewertung der Belege aus der Literatur und aus Archiven trägt Jan George leider nicht zur Aufhellung der historischen Geschehnisse und Sachverhalte bei.

Mit Eifer pflegt er die von seiner Mutter in die Welt gesetzte Legende, daß Bersarin Georges Schutzpatron gewesen sein soll. Um diese These zu untermauern, zitiert Jan George ausführlich aus einem Brief. In diesem Schreiben wird ein namentlich nicht genannter Mann erwähnt, der mit dem Stadtkommandanten angeblich befreundet war und von

diesem „in die erste Schutzpolizeitruppe aufgenommen“ wurde. In diesem Brief heißt es: „Als mein Vater hörte, dass Ihr Vater im Polizeipräsidium am Alexanderplatz eingeliefert worden war, wandte er sich sofort an Bersarin.“

Nikolai Bersarin hatte allerdings am 16. Juni 1945 bei einem Motorradunfall tödliche Verletzungen erlitten. Als der NKWD Heinrich George am 22. Juni 1945 verhaftete, weilte er längst nicht mehr unter den Lebenden. Darüber hinaus verwechselte der Verfasser des Briefes das Polizeipräsidium offensichtlich mit dem Dienstobjekt der Schutzpolizei in der Kleinen Alexanderstraße. Das damalige Polizeipräsidium befand sich dagegen vom 20. Mai 1945 bis Anfang Juli 1948 in der Linienstraße 83–85. Das Gebäude, das als NKWD-Gefängnis diente und in dem George einige Wochen inhaftiert war, lag unmittelbar daneben, der Zugang befand sich aber in Richtung der Elsässer Straße (heute Torstraße).

Was den „Tatort“ des laut Jan George „inszenierten Unfalls“ Bersarins betrifft, lag dieser nicht an der „Ecke Massower Straße/Ecke Schloßstraße“, sondern an der Ecke Schloßstraße/Ecke Wilhelmstraße (heute Am Tierpark/Ecke Alfred-Kowalke-Straße).

Warum Elmar Bantz im Nachwort als einfacher Schauspieler bezeichnet wird, kann man nur vermuten. Hätte ihn Jan George wahrheitsgemäß als Chefsprecher des Großdeutschen Rundfunks eingeordnet, so wären einige Worte zu Bantz' Arbeitskontakten mit Heinrich George unerlässlich gewesen.

Ins Auge fällt auch eine eigenwillige Umdatierung im wiedergegebenen Auszug des Protokolls der konstituierenden Sitzung der Kammer der Kunstschaffenden vom 6. Juni 1945. Ein Treffen von Heinrich George mit Clemens Herzberg, der von Bersarin zum Beauftragten des sowjetischen Militärkommandanten für das Kunstschaffen ernannt worden war, verlegt Jan George vom 3. Mai auf den

30. Mai 1945. Auf dieser Zusammenkunft bat Heinrich George um die Wiedereröffnung eines Theaters. Wenn Jan George ein Indiz dafür hat, daß dieser Termin im Sitzungsprotokoll eventuell falsch datiert worden ist, so sollte er diesen wichtigen Fakt erwähnen. Unabhängig davon, an welchen Tag das Gespräch nun stattfand, kollidieren beide Datumsangaben – wie auch in anderen Fällen – mit der Darstellung im fiktiven Tagebuch von Berta Drews (S. 157 ff.) Auch mit diesen Widersprüchlichkeiten läßt der Autor des Nachworts die Leser allein. Leider, so muß man nach der Lektüre seines Beitrags vermuten, geht es ihm eher um eine Mythologisierung, als um eine wissenschaftlich korrekte Darstellung seines Vaters und großen Schauspielers Heinrich George.

Peter Erler

Wangenheim, Laura von: In den Fängen der Geschichte. Inge von Wangenheim. Fotografien aus dem sowjetischen Exil 1933–1945. Berlin: Rotbuch Verlag 2013, 112 Seiten. 25 €.

Der schmale Band *In den Fängen der Geschichte* präsentiert eine kleine Auswahl von Fotos, die die in der DDR als Schriftstellerin bekanntgewordene Inge von Wangenheim in den 1930er Jahren in der Sowjetunion aufgenommen hat. Als junge, in der Agitprop-Szene der KPD engagierte Kommunistin mußte sie 1933 aus Deutschland emigrieren und gelangte mit ihrem Lebensgefährten, dem Schauspieler und Regisseur Gustav von Wangenheim, und ihrer Mutter Hermine Franke über den Umweg Paris 1934 in das Moskauer Exil. Dort war sie bis Anfang November 1945 mit den wirtschaftlichen Erfolgen, der zeitspezifischen Technikbegeisterung, der Entwicklung auf dem Gebiet der Bildung und Kultur, aber auch mit der Demokratieferne und der menschenverschlingenden Radikalität des linksdiktatorischen Gesellschaftsex-

periments der Bolschewiki konfrontiert. Wie die teils euphorischen Schilderungen in ihren ersten beiden 1950 und 1954 veröffentlichten Erlebnisberichten es nahelegen, sollten auch negative Erfahrungen und Prägungen sie nicht davon abhalten, eine glühende Anhängerin des stalinistischen Systems zu werden.

Die Vorlagen für die meisten der 137 – in vier Fällen zweifach – wiedergegebenen Fotos befinden sich im Nachlaß von Inge von Wangenheim im Thüringischen Staatsarchiv Rudolstadt. Insgesamt besteht diese einmalige Fotosammlung aus 1 050 Negativen auf leicht entzündbaren Nitrofilmen. Weitere Bilder entstammen einem Fotoalbum von Gustav von Wangenheim, welches im Archiv der Akademie der Künste in Berlin aufbewahrt wird. Leider enthält der Erläuterungstext der Herausgeberin, eine Enkelin der Schriftstellerin, keine weitergehenden Bemerkungen zu den thematischen Schwerpunkten des gesamten Fotobestandes und zu ihrer Vorgehensweise bei der Bildauswahl. Auf den abgedruckten Schwarz-Weiß-Aufnahmen sind vorwiegend Familienmitglieder, Alltagsszenen in Moskau, im Datschenvorort Bolschewo und auf der Krim, Landschaften, Gebäude, Autos und Episoden von den Dreharbeiten zum Film *Kämpfer* zu sehen. Neben den Schnappschüssen von Johannes R. und Lilly Becher, Fritz Erpenbeck, Alfred Kurella, Lotte Loebinger und Bruno Schmidtsdorf hatte der Rezensent eigentlich die Aufnahmen von weiteren emigrierten Schriftstellern und Schauspielern sowie deren Lebenspartnern erwartet.

Die zumeist undatierten Fotos wurden im Band auf fünf thematische „Kapitel“ aufgeteilt. Leider korrespondieren die anspruchsvollen Überschriften der Komplexe häufig nicht mit den zugeordneten Bildern und sind dadurch mißverständlich. Zum Beispiel enthält der Abschnitt „Der Traum vom neuen Menschen“ nicht ein Porträt eines Arbeiters oder Kolchosbauern. Dagegen zeigt er sieben ver-

schiedene Strand-, Bade- und Erholungsszenen. Ähnlich verhält es sich mit dem Kapitel „Ein Land wird umgeflügelt“. Hier passen lediglich die Fotos von Abriß- und Bauaktivitäten in Moskau etwas zum Titel.

Ein Teil der Bildbeschriftungen wirkt unbeholfen. Sie lassen Fragen offen bzw. werfen neue auf. Bei der als *Bungee-Jumping*-Anlage bezeichneten Konstruktion auf den Seiten 21 und 90 dürfte es sich zum Beispiel um einen Fallschirmsprungturm der Freiwilligen Gesellschaft zur Unterstützung der Armee, der Luftstreitkräfte und der Flotte (DOSAAF) handeln. Er gehörte zur Standardausstattung der städtischen Sport- und Erholungsanlagen in der damaligen Sowjetunion, aber nicht, wie die Herausgeberin meint, auf einen Kinderspielplatz. Besonders „interessant“ in dem angemerkten Kontext ist der Bildtitel „Die kasachische Schwägerin von Gustav von Wangenheim“ auf Seite 41. Wer war diese Frau, und mit welchem Mitglied der Familie Wangenheim oder Winterstein war sie verheiratet?

Zu einzelnen Nahaufnahmen von Personen, zum Beispiel auf Seite 40 und 51, gibt es gleich gar keine Erläuterungen. Das ist auch deshalb bedauerlich, weil es sich bei den so fotografisch Porträtierten um gute Bekannte oder Freunde der Familie handeln dürfte, deren Namen der Betrachter gern erfahren hätte.

Viele der publizierten Fotos illustrieren nachträglich den 1954 im Ost-Berliner Henschelverlag erschienenen Erinnerungsband *Auf weitem Feld*. In diesem mit dem historischen Wissen von heute nur schwer „verdaubaren“ Buch beschreibt Inge von Wangenheim ein Jahr nach Stalins Tod enthusiastisch verklärt und mit großer Distanz zur Wahrheit den Aufbau des Kommunismus in der Sowjetunion. In dem Propagandawerk kann man nachlesen, daß die Autorin den als „kämpfenden Humanisten“ bezeichneten „Stalin und seine Partei sofort und bedingungslos geliebt habe“ (S. 210 und 234).

Mit der „Tschistka“ – der Mitgliederüberprüfung innerhalb der Kommunistischen Partei der Sowjetunion von 1934 – erlebte sie „die höchste Form der Demokratie, die sich die Menschheit im Verlaufe ihrer ganzen bisherigen Geschichte erarbeitet hat“ (S. 264).

Dem Fotoband sind zwei einführende Texte vorangestellt. Der Philosoph Ewald Böhlke äußert sich zur großstädtischen Entwicklung, die in einigen Aufnahmen zum Ausdruck kommt, und gibt Erläuterungen zu abgebildeten Personenautos und Lastkraftwagen. Sehr persönlich ist das Essay von Laura von Wangenheim gehalten, in welchem sie versucht, den Geheimnissen ihrer Großmutter auf die Spur zu kommen. Dabei konnte sie sich neben den Fotos unter anderem auf das eigene Erleben, die Erzählungen der Mutter sowie auf Archivstudien in Rudolstadt, Berlin und Moskau stützen. Auch das zitierte ambivalente Frühwerk der Schriftstellerin zog sie zu Rate. Seine Lektüre hat wohl die Auswahl verschiedener Fotos, wie zum Beispiel auch das Porträt des von Inge von Wangenheim verehrten Leningrader Parteichefs Sergej Kirow (S. 29), und die Formulierung von Bildunterschriften beeinflußt.

In ihrem gut recherchierten Text bietet die Enkelin weitere Informationen zur Familiengeschichte. Allerdings irrt sie, wenn sie Gustav von Wangenheim, welcher am 15. Juni 1945 nach Deutschland zurückkehrte, der zu diesem Zeitpunkt schon nicht mehr existenten „sogenannten Gruppe Ulbricht“ (S. 20) zuordnet.

Peter Erler

Pingel-Schliemann, Sandra: „Ihr könnt doch nicht auf mich schießen!“ Die Grenze zwischen Lübecker Bucht und Elbe 1945 bis 1989. Schwerin: Landeszentrale für politische Bildung Mecklenburg-Vorpommern 2013, 268 Seiten, 6,- €.

Der Titel von Sandra Pingel-Schliemanns Buch *„Ihr könnt doch nicht auf mich schießen!“ Die Grenze zwischen Lübecker Bucht und Elbe 1945 bis 1989* verweist auf den gescheiterten Fluchtversuch des 21jährigen Hans-Georg Lemme am 19. August 1974. Der Wehrdienstleistende wollte die Elbe durchschwimmend in die Bundesrepublik gelangen. Doch er wurde entdeckt. Grenzsoldaten schossen auf ihn, die Besatzung eines Grenzsicherungsbootes versuchte ihn an Bord zu zwingen. Aus der Überlieferung ergibt sich ein zwiespältiges Bild: Wurde Lemme das Opfer eines Unfalls, weil das Boot nicht schnell genug abbremsen konnte, oder gab es den Befehl, den Flüchtling zu überfahren? Seine Leiche barg man erst nach mehr als drei Wochen aus dem Wasser.

Wie wird man einem Geschehen gerecht, in dem die Übergänge zwischen Gleichgültigkeit, Brutalität und dem Absonderlichen, Banalen brüchig werden? Die bloße Darstellung der Institution Grenzregime in seiner Genese und Struktur trifft auf die verstörenden oder schmerzlichen Erinnerungen jener Menschen, die auf unterschiedlichste Art und Weise persönliche Erfahrungen mit der Grenze machen mußten. Angesichts verschieden intendierter geschichts- und erinnerungskultureller Zugänge steht jede Autorin, jeder Autor vor der Notwendigkeit, die eigene Perspektive zu benennen und intersubjektiv nachvollziehbar zu machen. Sandra Pingel-Schliemann formuliert ihren Standpunkt in den Rahmenkapiteln ihrer Darstellung als zeitliche und biographische Distanzierung und politische Aktualisierung zugleich. In der Einleitung betont sie, daß „diese Zeit, in der Deutschland durch eine Grenze geteilt

war“ „fern“ sei. Die abschließende Dankagung weist darüber hinaus auch jede Zeitzeugenschaft zurück: „Ich [...] habe die Grenze nie gesehen.“ Über die Rahmenerzählung der zerstörten Dömitzer Eisenbahnbrücke stellt Pingel-Schliemann einen aktuellen Bezug zum Thema ihres Buches her. Eingangs schildert die Verfasserin die Ruinen, die für „die Trennung ehemaliger Zusammengehörigkeit“ stehen. Geschlossen wird die historiographische Darstellung mit einem unter Verweis auf einen Artikel der *taz* nur vorgestellten Blick vom Brückenkopf auf „eine Landschaft [...], die einst geteilt war.“ Diese Rahmung ist für das Verständnis der Herangehensweise aufschlußreich. Zum einen begründet der zeitliche und biographische Abstand die Absicht und Möglichkeit einer „systematischen Analyse“ regionaler Aspekte des Grenzregimes. Der Blick vom als „Symbol der deutschen Teilung“ bezeichneten westlichen Brückenkopf auf die östliche Auenlandschaft, die im historiographischen Teil die Attribute „einmalig“ bzw. „außergewöhnlich“ erhält, nun aber durch Metaphorik des „einst [G]eteilt[en]“ mit dem „kulturellen und wirtschaftlichen Zusammenhalt einer Nation“ assoziativ verbunden wird, markiert die Tendenz dieser Untersuchung. Die als natürlich konnotierte Gegenwart der Wiedervereinigung als Fluchtpunkt der Geschichte erhält ihre Bedeutung aus den Schrecken der Teilung. Im erwähnten *taz*-Artikel wird die Dömitzer Brückenruine jedoch „Mahnmal der Deutschen Teilung und des Zweiten Weltkrieges“ genannt. (Reimar, Paul: Denkmal unter dem Hammer. In: *taz Nord*, 24.03.2010) Diesen zweiten, für das Verständnis der getrennten Entwicklung beider deutscher Staaten unabdingbaren Aspekt schneidet die Autorin lediglich an, etwa wenn sie die Zerstörung der Brücke „von amerikanischen Flugzeugen“ erwähnt oder abstrakt die „Überwachungs- und Spitzeldichte“ in „totalitären Diktatur[en]“ vergleicht.

Die Verfasserin untersucht in den ersten sechs Kapiteln ihrer Arbeit das Grenzregime im 231 Kilometer langen Bereich zwischen Pötenitz im Kreis Grevesmühlen und Lütkenwisch im Kreis Ludwigslust unter politik-, militär-, institutionen- und alltagsgeschichtlichen Aspekten. Bereits in der gesamten historiographischen Darstellung, explizit jedoch in den abschließenden Kapiteln „Die Fluchten“ und „Die Grenztoten“, nutzt sie konkrete Fälle, um die Auswirkungen des Grenzregimes auf die Menschen „besonders anschaulich“ vermitteln zu können.

Als Ursache für die deutsche Teilung nennt die Verfasserin im thematischen Einstiegskapitel die Einrichtung von vier Besatzungszonen durch die Alliierten. Der sich 1952 verschärfende Konflikt unter den Besatzungsmächten, der mit deren „unterschiedliche[n] Philosophien, Ideologien und Wirtschaftssysteme[n]“ begründet wird, sei Walter Ulbricht gelegen gekommen, weil dieser, so jedenfalls die Behauptung der Autorin, die „DDR als souveränen Staat führen wollte“. Ausführlich würdigt Pingel-Schliemann die von Willy Brandt und Egon Bahr auf den Weg gebrachte Entspannungspolitik, in deren „Kontinuität“ die Politik von Helmut Schmidt und Helmut Kohl dazu beigetragen habe, „dass die deutsche Teilung am 3. Oktober 1990 überwunden werden konnte.“ Für die DDR-Bevölkerung wären „Mauer und Stacheldraht“ dagegen „zu einer ‚unabänderlichen Realität‘“ geworden und hätten „bei der Mehrheit der Bevölkerung eine weitgehende Neutralisierung und staatskonforme Haltung“ produziert. Eingebunden in „Netzwerke der Überwachung und Kontrolle“ – das Kapitel zu diesem Thema stellt mit 46 Seiten den ersten Schwerpunkt des Buches dar – sei die Sicherung der Grenze von der Gesamtgesellschaft betrieben worden. „Sogar Kleingartenvereine ließen sich in das System involvieren“, schreibt Pingel-Schliemann. Da das MfS sein Netzwerk in nahezu allen Lebensbereichen errichte-

te, habe „sich niemand mehr sicher sein“ können, „ob der Arbeitskollege, der Vereinsportkumpel, der Hausnachbar oder Freund und Ehepartner einen aushorchten.“ Die vielfältigen Formen und Akteure der Kontrolle sollten mutmaßliche Grenzverletzer schon im Vorfeld ermitteln und an ihrem Vorhaben hindern.

Wie es den meist jungen Menschen ergangen ist, die Fluchtversuche unternahmen, schildert der zweite inhaltliche Schwerpunkt des Buches. Das Kapitel „Die Fluchten“ beleuchtet Methoden, Vorgehensweisen und Motive jener, die nicht die Möglichkeit zu Reisen ins westliche Ausland gehabt hätten, die „lediglich das Privileg der Staatstreuen“ gewesen sei. Pingel-Schliemann arbeitet zwölf Fluchtfälle aus dem Zeitraum von 1965 bis 1989 auf, die zur Hälfte gelangen, zur Hälfte verhindert wurden, und dokumentiert Materialien aus den MfS-Untersuchungsakten. Viele Flüchtlinge konnten nicht wissen, welche Sperranlagen sie an der Grenze erwarteten und welchen Gefahren sie sich bei ihrem Vorhaben aussetzten. Die für das sich anschließende Kapitel „Die Grenztoten“ ermittelten 23 Fälle, in denen 24 Menschen im Grenzabschnitt zwischen Pötenitz und Lütkenwisch ums Leben gekommen sind, stellen, so die Verfasserin, „zweifelloso die Spitze des an der Grenze geschehenen Unrechts dar“. Erstmals weist sie auf vier bislang unbekannte Todesopfer hin, die in den Grenzgewässern ertranken.

Die überwiegende Nutzung von Materialien des MfS, allein 20 der abgebildeten 25 Fotografien reproduzieren dessen Blickregime, birgt die Gefahr der Übernahme einer instrumentalisierenden Überwachungsperspektive in der eigenen Darstellung, der die Verfasserin verschiedentlich unterliegt. So löst sie Textpassagen aus der spezifischen - Kommunikationssituation der MfS-Verhörprotokolle heraus, um diese als Selbstaussagen von Flüchtlingen zu vermitteln. Zuschreibungen von Identitäten,

wie „Überzeugungstäter“ oder „staatsstreu“, operieren mit normativen Kategorien der Kontrolle abweichenden Verhaltens. Überformt sie die Konstruktion von Täterschaft für eine Geschichtsschreibung über Akteure, hier der Flüchtenden, so werden männlich dominierte Sichtweisen bis in die Überschriften hinein tradiert: „Flucht mit Frau, Kind und Dackel“. Die hinterlassenen Daten des MfS scheinen das Muster zu bestätigen, in dessen Rahmen sie einst erhoben wurden. Hat aber tatsächlich „niemand“ in der DDR nicht einmal seinem Ehepartner vertrauen können? Speziell zum Phänomen der Reduzierung sozialer Interaktionen und komplexer Aushandlungsprozesse auf die binären Logiken eines Sprachgebrauchs, der von „Techniken katastrophischer Imagination“ (Leon Hempel) erst geschaffen wird, wäre ein Bezug zu den kulturwissenschaftlich orientierten Surveillance Studies hilfreich. Doch deren Ansatz, die totalitären Implikationen liberaler Gesellschaften zu untersuchen, verwirft die Verfasserin im Vorhinein mit der laxen Bemerkung, die geschilderten Handlungen der Flüchtlinge seien „in Rechtsstaaten undenkbar“.

Die Haltung der Verfasserin zur DDR-Aufarbeitung ist nicht weniger problematisch. Gegen den „juristischen Blickwinkel“ auf die Schuld der „Führungseliten der DDR“ in den „sogenannten Mauer-schützenprozessen“ argumentiert sie mit dem „Fakt“ deren ausdrücklicher Forderung, Flüchtlinge zu töten, und belegt dies unter anderem mit einer undatierten, tatsächlich erst nach Aufhebung des Schießbefehls gemachten, aus der *Berliner Morgenpost* zitierten Aussage Erich Mielkes, die zusätzlich noch mit dem Foto zweier Maschinengewehre unterlegt ist. Die von ihr aufgeworfene Frage der moralischen Nachvollziehbarkeit von Rechtsprechung verfehlt dabei ihren Gegenstand im Kern – verliert Rechtsprechung doch die Grundlage von Rechtsstaatlichkeit, wenn sie vom Gleichheitsgrundsatz absieht. Zum anderen schließt

Pingel-Schliemann mit dem sachlich falschen Verweis auf die „enge Begriffsdefinition“ des Grenztoten in *Die Todesopfer der Berliner Mauer* (Hertle/Nooke 2009) Grenzsicherungskräfte, die von Flüchtlingen erschossen wurden, explizit aus ihrer Untersuchung aus. Letzten Endes operiert die Verfasserin mit einer unterschiedlichen Dignität der Opfer, die in Spannung zu dem im Vorwort festgehaltenen Anspruch aufzuklären und begreifbar zu machen steht.

Die Arbeit an „*Ihr könnt doch nicht auf mich schießen!*“ *Die Grenze zwischen Lübecker Bucht und Elbe 1945 bis 1989* bezeichnet Sandra Pingel-Schliemann in ihrer Danksagung als „persönliche Bereicherung“. Hier wäre eine Vertiefung lohnenswert. Warum sollte man sich heute mit dem Grenzregime der DDR beschäftigen? Eine mögliche Antwort fand ich in einem Bericht über die Verhandlung gegen den Führer des Grenzsicherungsbootes, mit dem Hans-Georg Lemme überfahren wurde. (Oschlies, Renate: „Das könnt ihr doch nicht machen! Ich bin doch einer von euch!“. In: *Berliner Zeitung*, 13.08.1998) Der Grenzposten, der vom Ufer aus mit seinem Scheinwerfer den Flüchtling in der Elbe sichtbar hielt, war im nachhinein zu der Einsicht gekommen, daß es in seiner konkreten Verantwortung gelegen hätte, das Licht einfach abzustellen und Lemme so das westliche Ufer erreichen zu lassen. Mit anderen Worten: Ungehorsam in menschenverachtenden Strukturen ist gerechtfertigt und notwendig. Ein Schluß, der Hoffnung macht.

Jan Kostka

Klassik und Kalter Krieg – Musiker in der DDR; Dokumentarfilm von Thomas Zintl, Buch: Zintl, Thomas und Wunderlich, Barbara; produziert von der Bernhard Fleischer Moving Images GmbH und der Wunderlich Medien GbR – Koproduktion mit rbb, WDR und ORF in Zusammenarbeit mit ARTE; Halle (Saale): Arthaus Musik 2012, DVD, 52 Min., 24,99 €.

Dieser 2013 mit dem Echo-Klassik-Preis ausgezeichnete Dokumentarfilm, der schon mehrfach von verschiedenen Fernsehanstalten gesendet wurde, gibt allen an den Musikverhältnissen im Kalten Krieg und an klassischer Musik Interessierten einen schnellen Überblick über wesentliche Parameter der Musikpolitik der SED.

Die besondere Stärke des Films liegt in den vielen Zeitzeugeninterviews. Regisseur Thomas Zintl und den Produzenten ist es gelungen, neben prominenten Interpreten wie den Sängern Peter Schreier und Jochen Kowalski oder den Dirigenten Kurt Masur und Wolf-Dieter Haenschel auch einige der wichtigsten Organisatoren des DDR-Musiklebens für Interviews zu gewinnen, etwa den einstigen Stellvertreter des Kulturministers und Opernintendanten Hans Pischner, die beiden Verantwortlichen des Schallplattenlabels Eterna, Dieter-Gerhardt Worm und Reimar Bluth, sowie den langjährigen Leiter der Künstleragentur der DDR, Hermann Falk. In manchen Fällen scheint allerdings die Wahl der Interviewpartner nicht zuletzt unter Marketinggesichtspunkten getroffen worden zu sein. Ganz offensichtlich wird dies beim Interview mit Altbundeskanzler Helmut Schmidt.

Positiv ist anzumerken, daß die Aussagen der Interviewten oftmals mit dokumentarischem Material belegt werden. Zintl spielt die Stärken des Mediums Film voll aus. Dennoch sind manche der von den Zeitzeugen erwähnten Ereignisse nur für diejenigen Zuschauer verständlich, die über Grundkenntnisse der Kulturpolitik der SED verfügen. An mehreren Stellen

des Films würde man sich über die einblendeten Bildzeugnisse hinausgehende erklärende Erläuterungen wünschen – beispielsweise zu solch einschneidenden kulturpolitischen Richtungsänderungen der SED wie dem Kampf gegen den sogenannten Formalismus, dem „Bitterfelder Weg“ oder der am Beginn der Ära Honecker einsetzenden Rehabilitierung der Moderne.

Wichtige Stationen in der im wesentlichen chronologisch aufgebauten Themenfolge des Films bilden unter anderem der Wiederaufbau des Musiklebens nach dem Zweiten Weltkrieg (und die Rolle, die dabei die sowjetischen Kulturoffiziere spielten), die Ereignisse beim Wiederaufbau der Staatsoper Unter den Linden in Berlin (der Dirigent Erich Kleiber nahm seine Zusage, die künstlerische Leitung des Ensembles nach der Wiedereröffnung des Stammhauses zu übernehmen, wieder zurück, nachdem die Portikusinschrift „Fridericus Rex Apollini et Musis“ entfernt worden war, die Bedeutung der ersten Nachkriegs-Intendanten der Berliner Opernhäuser (Ernst Legal in der Deutschen Staatsoper und Walter Felsenstein in der Komischen Oper) und die Sonderrolle der beiden berühmten Knabenchöre in Leipzig und Dresden (beiden Chören wurde gestattet, ihre christlichen Traditionen weiter zu pflegen).

Besonders informativ ist der Einblick in die Besonderheiten der Produktion von Schallplatten mit klassischer Musik unter den Bedingungen des Kalten Krieges. So erfährt man, daß der VEB Deutsche Schallplatten der gewinnbringendste Betrieb im DDR-Kulturleben überhaupt gewesen war und daß dieser Monopolist durch seine Koproduktionen mit westdeutschen Firmen bei der Schallplattenproduktion zu den wichtigsten Valuta-Beschaffern der DDR gehörte. Aber auch die Westfirmen profitierten vom Kooperationsgeschäft, weil sie so hochkarätige Orchester zu günstigen Preisen für sich gewinnen konnten.

Weil die Prominenten und ehemaligen Funktionäre unter den interviewten Zeitzeugen ausführlicher zu Wort kommen als die anderen Beteiligten, bleiben allerdings auch manche Seiten des Musiklebens der DDR unterbelichtet. So wird das paternalistische Verhältnis des Staates zu „seinen“ Künstlern ebensowenig thematisiert wie der Umgang mit Abtrünnigen. Auch gewinnt man den Eindruck, daß die Rolle der Stasi im Musikleben lediglich darin bestanden hätte, „Republikfluchten“ von Musikern zu verhindern. Hinzu kommt, daß der Blick der Filmemacher allzu sehr auf die Funktion des sogenannten klassischen Erbes fixiert bleibt, so daß Milieus wie die überaus interessante Neue-Musik-Szene der DDR kaum beleuchtet werden. Es hätte den Informationsgehalt des Films wesentlich erhöht, wenn Zintl sein Interesse für ostdeutsche Musiker nicht nur auf die „Reisekader“ unter ihnen gerichtet hätte. Er entging so nicht der Gefahr einer gewissen Verzerrung der Perspektive. Denn diejenigen Künstler, die regelmäßig im Westen auftreten konnten, waren gegenüber ihren gewöhnlichen Berufskollegen in einem Maße privilegiert, das heute nur noch schwer vorstellbar ist. Zwangsläufig waren sie in einer solchen Position der Lebenswirklichkeit der Bevölkerungsmehrheit in mehrfacher Weise entrückt. Sie konnten nicht nur in Länder reisen, von denen die meisten Bewohner des eingemauerten Landes nur träumen konnten, sondern waren auch nicht mehr gezwungen, den Behörden dieses Landes wie Untertanen – man könnte auch sagen: wie DDR-Bürger – zu begegnen. War es doch der Staat, der auf die Westreisen seiner Künstler angewiesen war – weil er davon doppelt profitierte: in Form von Reputation und in Form von Deviseneinnahmen. Angesichts dessen wundert man sich, daß diejenigen „Reisekader“, die die Kulturfunktionäre für unverzichtbar hielten, niemals auf die Idee kamen, sich zu gemeinsamen solidarischen Aktionen zugunsten ihrer nichtprivilegierten Kollegen zusammenzufinden. Einer im Film

enthaltenen Aussage Peter Schreiers zufolge hätte einst der Sänger Theo Adam die Funktionäre dahingehend erpreßt, daß er damit drohte, auf Auftritte in der DDR zu verzichten, falls man ihn im Westen nicht auftreten ließe. Wie viel wirksamer hätten solche Drohungen sein können – sollte es denn tatsächlich derartige Fälle gegeben haben –, wäre nicht jeder Künstler bzw. jedes Ensemble im Kampf mit der Kulturbürokratie isoliert geblieben?

Die eindrucksvollsten Zeitzeugenaussagen des Films betreffen Begleiterscheinungen der musikalischen Festlichkeiten in Berlin und Dresden zum 40. Jahrestag der Gründung der DDR. So schildert der Sänger Jochen Kowalski, der sich am 7. Oktober 1989 im Palast der Republik aufhielt, um beim dort stattfindenden Festakt aufzutreten, daß ihn damals beim Anblick der vor dem Palast versammelten Volksmassen „Existenzangst“ gepackt habe, als er sich die Folgen einer möglichen Erstürmung des Gebäudes durch die protestierenden Menschen ausmalte. Und die Regisseurin Christine Mielitz erinnert sich an die von der Dresdner Staatsoper anlässlich des Republikjubiläums angesetzte Premiere von Beethovens *Fidelio*, während der das Publikum nach dem Ende des Gefangenenchores minutenlang geschrien und geweint habe.

Lars Klingberg

Gorelik, Gennady: Andrej Sacharow. Ein Leben für Wissenschaft und Freiheit. Heidelberg: Springer Verlag 2013, 489 Seiten, 49,95 €.

Neben der allgegenwärtigen Korruption sowie einer Verwahrlosung der politischen Kultur werden im heutigen Rußland auch zivilgesellschaftliche Defizite beklagt. Auf geradezu erstaunliche Weise geben Leben und Werk des Atomphysikers Andrej Sacharow (1921–1989) gerade in der heutigen Zeit Antworten auf diese Herausforderungen. Bereits zu Zeiten der zwei Jahre nach seinem Tod aufgelösten Sowjetunion hatte er sich immer wieder unermüdlich für die Einhaltung der Menschenrechte stark gemacht. Viele Menschen stellten sich die Frage, warum ein mit Preisen und Anerkennungen überhäufte, hochdekorierte Wissenschaftler zu einem Abtrünnigen und einem Dissidenten werden konnte.

Gennady Gorelik konnte für seine Sacharow-Biographie nicht nur schwer zugängliche Archivmaterialien auswerten. Er führte auch intensive Gespräche mit Freunden und Verwandten Sacharows. In 22 Kapiteln versucht der Autor, sich Andrej Sacharow und seiner außergewöhnlichen Persönlichkeit zu nähern. Gorelik legt ausführlich dar, warum die Physik im Sowjetreich einen Aufschwung nahm. Die Themenblöcke „Von der Atombombe in Stalins Hand zum Wasserstoffbombenprojekt im FI-AN“ sowie „Im nuklearen Archipel“ beleuchten neben Sacharows Tätigkeit am sowjetischen Kernwaffenprogramm das vor der Öffentlichkeit verborgene Zusammenspiel zwischen inneren Machtstrukturen und geheimen Forschungsprojekten in der UdSSR. Ein abschließender Komplex „Physiker und Anwalt der Menschenrechte“ beleuchtet Sacharows zweiten Lebensabschnitt.

Der 1921 geborene Andrej Sacharow wuchs im typischen Milieu der Moskauer „Intelligenzja“ als Sohn eines Physiklehrers auf. 1947 promovierte Sacharow am Lebedew-Institut (FIAN) der Sowjeti-

schen Akademie der Wissenschaften. Sacharow wurde überschwenglich als „der jüngste Akademiker“ gefeiert. Er orientierte sich an Vorbildern wie Pjotr Kapiza, Igor Kurtschatow, Lew Landau oder Igor Tamm und beteiligte sich maßgeblich am Bau der sowjetischen Wasserstoffbombe. Allmählich begann der bis dahin weitgehend unpolitische Physiker die Last seiner Verantwortung zu spüren. Er wusste, wie viele Menschenleben Atomtestversuche bereits gekostet hatten. War es überhaupt möglich, diese furchtbare Waffe zu kontrollieren?

Der gewaltsam niedergeschlagene „Prager Frühling“ des Jahres 1968 belastete sein Verhältnis zu den Mächtigen. Lange bevor er sich für Menschenrechte einsetzte, wurde er in seiner Heimat Opfer gehässiger antisemitischer Verleumdungen.

Für seinen unerschrockenen Einsatz für Frieden und Menschenrechte bekam Sacharow im Dezember 1975 den Friedensnobelpreis, den er selbstverständlich nicht persönlich entgegennehmen durfte. Im Januar 1980 wurde er nach seinem Protest gegen die sowjetische Invasion in Afghanistan verhaftet und vom KGB aus Moskau weggebracht. Mit seiner Verbannung nach Gorki, Hunderte Kilometer südöstlich von Moskau gelegen, spitzten sich Sacharows Lebensumstände dramatisch zu. Die Stadt Gorki, die heute wieder Nischnij Novgorod heißt, war wegen ihrer Militärindustrie eine für Ausländer gesperrte Stadt. Fast sieben Jahre seines Lebens mußte Sacharow gegen seinen Willen in dieser Stadt verbringen. Er führte einen einsamen Kampf gegen den übermächtigen KGB. Wiederholt trat er in den Hungerstreik, um seine Situation zu verbessern. Während eines Arztbesuchs entwendete der Geheimdienst Hunderte von Manuskriptseiten seiner Autobiographie. Der unwirtliche Aufenthalt in Gorki gipfelte in einem einzigartigen byzantinischen Schauspiel: Eines späten Abends im Dezember 1986 suchte ein KGB-Beamter Andrej Sacharow mit

dem Hinweis auf, daß er sich am nächsten Tag für ein Ferngespräch bereithalten solle. Zwei Elektriker legten sogleich einen Telefonanschluß. Am nächsten Tag klingelte es. Am Apparat war der neue Generalsekretär der KPdSU. Michail Sergejewitsch Gorbatschow forderte Sacharow zur Rückkehr nach Moskau auf. Leidenschaftlich engagierte sich dieser fortan in einer von „Glasnost“ und „Perestroika“ bestimmten Zeit.

Ausführlich setzt sich Gorelik in seiner Biographie mit Sacharows Gedanken zur „Wissenschaft“ und zur „Religiosität“ auseinander. 1989 wurde Sacharow als Vertreter der Akademie der Wissenschaften in den Ersten Kongreß der Volksdeputierten der UdSSR gewählt. Die Zeiten waren turbulent, und Sacharows sanfte und besonnene Stimme war wichtiger denn je.

Am Abend des 14. Dezember 1989 vertraute Andrej Sacharow die überarbeiteten biographischen Manuskripte seiner Frau Elena Bonner an. Als ob er geahnt hätte, daß die folgende Nacht seine letzte werden würde.

Volker Strebel

Schüller, Johannes/Latz, Erik: Der Anschlag. Josef Kneifel. Der Weg eines totalitären Helden (= BN-Anstoß, Bd. III). Chemnitz: Verein Journalismus und Jugendkultur Chemnitz e.V. 2013, 100 Seiten, 8,50 €.

Im politischen Widerstand gegen Diktaturen sind Sprengstoffanschläge eher die Ausnahme. In der DDR hat es nur eine solche Aktion gegeben. Personen kamen dabei zwar nicht zu Schaden und das Zielobjekt konnte schnell wieder hergerichtet werden, aber die Wirkung auf das Regime war enorm und seine Rache fürchterlich.

In einem Artikel über den Anschlag im Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* vom 28. September 1992 stand: „Einen Gegner wie Josef Kneifel hatte die DDR nur einmal.“ Das stimmt sowohl in Bezug auf seine Person als auch auf seine Tat. „Eine solche Provokation war den Staatsschützern der DDR noch nie untergekommen. Das Attentat traf ein geheiligtes Symbol.“ Zielobjekt war das zum 30. Jahrestag des Sieges über Nazi-Deutschland eingeweihte Denkmal mit einem original-

sowjetischen T-34-Panzer. Solche Denkmäler gab es massenhaft in Osteuropa. Kneifels Panzer aber stand nicht irgendwo, sondern in Karl-Marx-Stadt, dem Wahlkreis Erich Honeckers. Man kann sich leicht denken, wie intensiv die Fahndung nach dem Täter lief.

Kneifel kannte die Zuchthäuser der DDR schon von innen, weil er in den siebziger Jahren wegen Staatsverleumdung einige Monate gesessen hatte. Diese Haft empfand der gebürtige Schlesier als Demütigung. Ende 1977 begann er mit der Vorbereitung des Anschlags. Unkrautvertilgungsmittel, Staubzucker und Schwefel sowie Kneifels Entschlossenheit und sein Haß auf das Regime ergaben ein explosives Gemisch, das am Abend des 9. März 1980 hochging. Der Anschlag war auch ein Protest gegen die ein Vierteljahr zurückliegende sowjetische Invasion in Afghanistan.

Am 18. August 1980 wurden Josef Kneifel und seine Ehefrau Irmgard in ihrem Wohnort Niederlichtenau verhaftet. Die Schilderung der Haftbedingungen würde den Rahmen der Rezension sprengen, sie wäre auch nichts für schwache Nerven. Kein anderer Häftling in den späten Jahren der DDR ist so systematisch gefoltert worden wie Josef Kneifel; aber auch niemand hat sich so fantasievoll und konsequent gewehrt wie er. Die an ihm verübte Drangsalierung durch Isolation, Kälte, Zwangsernährung und andere körperliche Gewalt und seine Reaktionen darauf erinnern an Zustände in sowjetischen Gefängnissen. Bei der Staatssicherheit meinte man, „daß uns ein Exitus nur recht sein könnte, weil wir dann ein Problem weniger hätten.“ Kneifel überlebt nur wegen des Kampfes seiner Ehefrau um seine Freilassung und wegen Honeckers Besuch in Bonn. Mit dem Dienstwagen des sächsischen Landesbischofs Johannes Hempel wurde das Ehepaar Kneifel am 6. August 1987 über die innerdeutsche Grenze gebracht. Angekommen in der bundesdeutschen Gesellschaft ist Josef Kneifel aber nicht. Er en-

gagierte sich für verfassungsfeindliche Gruppierungen, wie die „Hilfsorganisation für nationale politische Gefangene und deren Angehörige“ und geriet auf die nostalgisch-nationalistische Schiene. Auch im Westen kämpfte er gegen das System, allerdings mit anderen Mitteln.

Im Resümee des vorliegenden Buches steht: „Kneifels Schicksal ist ein Zeugnis des Schreckens, zu welchen Taten ein Regime seine Gegner bringen konnte. Zugleich zeigt sein Leben, mit welcher Härte die DDR [...] ihre Gegner zu verfolgen und zu zerstören bereit war. Das Ausmaß des Widerstandes, den Kneifel leistete, entsprach der Entwürdigung der Haftzeit und der Brachialität der Diktatur. [...] Kneifel blieb Zeit seines Lebens allein – ein vergessener Held. Der Panzer, den er sprengen wollte, steht heute im Armeemuseum Ingolstadt. [...] Eine nachträgliche Rehabilitierung seines Urteils lehnten die Richter ab, weil er bei seinem Anschlag Menschenleben gefährdet hätte.“ Gegen seine ehemaligen Peiniger konnte er nichts erreichen.

Es ist das große Verdienst der Buchautoren, auf diesen singulären Fall hinzuweisen. Seltsamerweise hat die Forschung den für die DDR einmaligen Akt des Widerstandes bisher ignoriert. Eine wissenschaftliche Auswertung steht noch aus. Sie wäre sehr zu wünschen, denn einen Gegner wie Josef Kneifel hatte die DDR nur einmal.

Enrico Seewald

Sylvester, Heiner (Hrsg.): „Wir wollten nur anders leben“. Erinnerungen politischer Gefangener im Zuchthaus Cottbus. Cottbus: Eigenverlag Menschenrechtszentrum Cottbus e.V. 2013, 415 Seiten, 15,- €.

In dem vorliegenden Buch sind 335 der 415 Seiten der Wiedergabe von Interviews mit ehemaligen politischen Gefangenen der Strafvollzugseinrichtung Cottbus gewidmet. Dieses Gefängnis gehörte lange zu den von der Forschung ignorierten Orten deutschen Haftwesens. Dabei war es in der DDR nicht irgendein Knast von vielen, sondern für die Inhaftierung politisch Andersdenkender besonders wichtig. Tausende seiner Insassen verließen als von der Bundesregierung Freigekaufte die Stadt in der Lausitz über Karl-Marx-Stadt Richtung Westen. Der Beginn der Aufarbeitung der Geschichte des Strafvollzugs in Cottbus und die Errichtung einer Gedenkstätte dort ist ähnlich wie beim Kaßberg-Komplex in Chemnitz einer Privatinitiative zu danken.

Im Oktober 2007 gründete sich der Verein „Menschenrechtszentrum Cottbus e.V.“. Ihm gehören viele ehemalige politische Gefangene der DDR an, die in Cottbus inhaftiert gewesen waren. Nach den Worten von Sylvia Währing, der Geschäftsführenden Vorsitzenden des Vereins und Leiterin der Gedenkstätte Zuchthaus Cottbus, seien die Vereinsmitglieder und ehemaligen politischen Gefangenen von Cottbus keine Ewiggestrigen. Sie wollen nicht nur erinnern, sondern auch mahnen, „damit besonders junge Menschen durch die Konfrontation mit begangenen Unrecht den Wert und die Schutzwürdigkeit der Demokratie erkennen.“ Wunsch der Häftlinge war es, „ihr“ Gefängnis zu einer Gedenkstätte auszubauen. Seit dem 2. Mai 2011 ist der Verein Eigentümer des Komplexes. In der Gedenkstättenlandschaft Deutschlands ist es wohl einmalig, daß ehemalige Häftlinge ihr eigenes Gefängnis kaufen. Ein Teil des Preises wurde aus Mitteln der SED und ihrer Organisationen be-

zahlt. Das hat bestimmt manchem ehemaligen Gefangenen ein Gefühl von Genugtuung gegeben. Der Umbau zur Gedenkstätte war allerdings schwierig, weil das Gefängnis bis 2002 seinem eigentlichen Zweck diente und viele Relikte aus DDR-Zeiten nach der Wende beseitigt worden waren.

Erfreulicherweise fand und findet das Gedenkstättenprojekt viele Förderer in Bund, Land und Stadt. Oberbürgermeister Frank Szymanski gehört selbst dem Verein an. „Es ist allgemeiner Konsens in Cottbus, daß die entstandene Gedenkstätte zur Stadt gehört. Sie ist in der neuen Zeit nicht, wie das alte Gefängnis, ein Schandfleck, sondern ein Zeichen der Toleranz und auch der Mahnung.“ Kirchen organisieren dort Andachten. „Mehrere Male waren seit Beginn der Bauarbeiten Gruppen von jungen Menschen in der Gedenkstätte, halfen mit ihrem körperlichen Einsatz bei der Sanierung und setzten sich dabei intensiv mit der Geschichte dieses Ortes auseinander.“

Nach einjähriger Sanierung wurde die Gedenkstätte am 4. September 2012 eröffnet. Dabei hatte Wolf Biermann seinen ersten Auftritt in einem ehemaligen Gefängnis der DDR. Das war passend, weil dort auch viele Insassen wegen Verbreitung seiner Lieder inhaftiert gewesen waren. „Die ehemalige Produktionshalle des VEB Pentacon, wo Tausende von Häftlingen einst unter menschenunwürdigen Bedingungen und Zwang arbeiten mußten, wurde [...] zur Kulturhalle umfunktioniert. [...] Cottbuser Bürger, Berliner, Dresdner, ehemalige Häftlinge oder einfach Bewunderer Biermanns, Jung und Alt, sie alle kamen, um dieses besondere und ergreifende Ereignis zu genießen.“

Kernstück der Gedenkstätte ist die Dauerausstellung „Karierte Wolken – politische Haft im Zuchthaus Cottbus 1933–1989“. Der Arbeitsgruppe für die Konzeption dieser Ausstellung gehören viele ehemalige Häftlinge und andere engagierte Mitglieder des Vereins an. Die Ausstellung zeigt typische Beispiele poli-

tischen Unrechts aus der national- und realsozialistischen Vergangenheit. In einer Videoinstallation kommen ehemalige Gefangene der DDR zu Wort. Einige der dort gezeigten Interviews sind in dem vorliegenden Buch wiedergegeben; angefangen von Arno Drefke, der 1953 als 19-jähriger wegen Spionage auf militärischem und wirtschaftlichem Gebiet zu lebenslanger Haft verurteilt wurde, bis zu Gerd Hetsch, der 1984 in Cottbus schweren körperlichen Mißhandlungen ausgesetzt war.

Die ganze Vielfalt kommunistischer Verbrechen an den Menschen in der DDR wird in diesem Buch konkret am Schicksal der Opfer deutlich. Diese Erinnerungskultur ist ein wichtiger Teil der Aufarbeitung. Das gilt für Cottbus, für den Kaßberg in Chemnitz, für Hoheneck in Stollberg und für alle anderen Gedenkstätten politischer Verfolgung wohl auch. Das vorliegende Buch ist ein gelungener Beitrag zu dieser Kultur und kann bei der Gestaltung anderer Gedenkstätten als Vorbild dienen.

Enrico Seewald